

Anmerkungen zu Pascal Merciers „Nachtzug nach Lissabon“¹

„**D**as Denken ist das Zweitschönste. Das Schönste ist die Poesie. Wenn es das poetische Denken gäbe und die denkende Poesie – das wäre das Paradies.“ (386) Ja – aber muss man denn das Schönste und das Zweitschönste verbinden? Vielleicht fallen einem bei der unbedenklichen Entscheidung für die Poesie die Gedanken in den Schoß. Vielleicht bringt die überlegte Entscheidung fürs Denken eine eigene Poesie mit sich. Kann die bemühte Verbindung nicht gerade beides verderben? Das Denken kann der Poesie ihre Leichtigkeit – die Poesie kann dem Denken seine Zielgerichtetheit nehmen. Dies war mein Widerstand beim Lesen des Buchs von Pascal Mercier „Nachtzug nach Lissabon“: Die „denkende Poesie“ nahm der Erzählung ihr Eigenleben, ihre Spannung und Überraschung; das „poetische Denken“ führte die Bewegung der Gedanken in Kreisen auf gewundenen Wegen, die an kein Ende kommen. Dann überließ ich mich dieser Bewegung.

„Aber wenn wir uns aufmachen, jemanden im Inneren zu verstehen? Ist das eine Reise, die irgendwann an ihr Ende kommt? Ist die Seele ein Ort von Tatsachen? Oder sind die vermeintlichen Tatsachen nur der trügerische Schein unserer Geschichten?“ (168) Auf eine solche Reise macht sich Raimund Gregorius, ein 57 Jahre alter Berner, Kenner, Leser und Lehrer alter Sprachen – Griechisch, Latein und Hebräisch – und ihrer Texte. Seine Reise nach Lissabon mit dem „Nachtzug“, in die Tiefe und Dunkelheit eines Lebens hinein, um dort dem portugiesischen Autor des Buchs und Wegweisers seiner Reise näher zu kommen und ihn zu verstehen, verbindet sich immer enger mit der Reise in sein eigenes Inneres, um dort „die Regungen der eigenen Seele aufmerksam zu verfolgen“ (43). Die verschiedenen Spannungsmomente, die diese doppelte Bewegung enthält, bestimmen die Dramatik oder auch die Form des Romangeschehens. Seine Inhalte klingen in vielen Fragen an.

Um was geht es?

Geht es um das Verstehen? Von Texten und Worten, von Büchern? Oder von Geschichten, von Erfahrungen, die wir machen? Von unserem Tun oder von unserem Leben, das in ungeahnter Tiefe darunter verborgen ist (vgl. 36)? Von einem anderen Menschen in seinem Innern? Lässt sich die Ferne zum Anderen überbrücken? Ist das überhaupt wünschens-

1 Pascal Mercier, *Nachtzug nach Lissabon*, Roman, Carl Hanser Verlag, München 2004.

wert? „Sollten wir für den Schutz dankbar sein, den uns die Fremdheit voreinander gewährt? Und für die Freiheit die sie möglich macht? Wie wäre es, wenn wir uns ungeschützt durch die doppelte Brechung, die der gedeutete Körper darstellt, gegenüberstünden? Wenn wir, weil nichts Trennendes und Verfälschendes zwischen uns stünde, gleichsam ineinanderstürzten?“ (101) Oder geht es um das Verstehen von uns selbst, von Erfahrungen, „die unserem Leben unbemerkt seine Form, seine Färbung, seine Melodie geben“ (28)?

Aber gibt es ein Verstehen, das keine Täuschung ist? Wie geschieht solches Verstehen? Indem man zu sich steht, unter dem Blick eines Anderen? Indem man eine Sprache lernt, Worte findet für das, was man denkt? „Sich verstehen: ist das eine Entdeckung oder eine Erschaffung?“ (415) Geschieht Verstehen nur, wenn man die Verwirrung als Königsweg anerkennt (vgl. 29)? Indem man sich auf eine Reise macht, die an kein Ende kommt?

Geht es um die Sprache? Um die „Faszination durch Wörter“, hinter denen die Dinge, wie grausam auch immer, zurücktreten? (105) Um Texte oder einfaches Reden (vgl. 166)? Namen und Wörter? Geschriebene oder gesprochene? Um die Muttersprache oder fremde Sprachen, tote oder lebendige Sprachen? Geht es um Bücher oder um das Buch eines Lebens? Geht es ums Lesen oder Finden von Worten? Geht es darum zu schweigen, weil der Versuch, einen Sinn in Worte zu fassen, diesem Gewalt antäte (vgl. 80/81)? Oder geht es um eine neue Sprache, „genau und karg, unbestechlich und unverrückbar, einem Gedicht vergleichbar“ (40)?

Aber wo ist die „goldene Stille“, aus der solche Worte geschmiedet werden?

Geht es um Loyalität? Um eine Verwandlung der Zufälligkeiten durch einen Entschluss, „eine Parteinahme der Seele“ (257)? Geht es um etwas Bleibendes in den Brüchen, etwas, woran wir anknüpfen können, wenn wir uns zu verlieren drohen, um das Bedürfnis nach Geborgenheit (vgl. 435)? Geht es um eine Erschaffung, einen Hauch von Ewigkeit in der Vergänglichkeit? Oder geht es um das Vertrauen, auch die erschreckendsten Gedanken einem Anderen sagen zu können?

Aber gibt es die grenzenlose Offenheit? Gibt es nicht auch „die Einsamkeit durch Verschweigenmüssen“ (387)? Geht es darum, mit Hilfe eines Anderen die eigene Stimmigkeit zu erfinden?

Aber dürfen wir die anderen zu Bausteinen des eigenen Lebens machen (vgl. 467)?

Geht es um mein Leben? Als der zu leben, der ich bin? Dem Wunsch zu folgen, aus meinem Leben noch etwas anderes zu machen (vgl. 33)? Mich leiten zu lassen von dem Gefühl, richtig wach und am Leben zu sein (vgl. 29)? Meine Zeit nicht zu verschwenden, etwas zu tun, was dazu bei-

trägt, dass ich echter werde, dass ich näher an mich selbst heranrücke (vgl. 393)? Dinge zu tun, ohne die mein Leben ein Torso bliebe? (Vgl. 239 und 466) Der zu werden, auf den hin ich mich angelegt habe? Aber wer bin ich? Entwerfe ich das Bild von meinem Leben und wie es sich erfüllen sollte? Oder erwächst es aus dem Kräftespiel meines Fühlens und Denkens? Wie kann ich sicher sein, mich nicht zu verfehlen? Bin ich nicht zufällig das, was ich bin? (Vgl. 230) Wie kommt es zu den Bewegungen in meinem Leben, die aus ihm eine Melodie machen: Kommt es zu ihnen durch meine Entscheidung oder stoßen sie mir zu? (Vgl. 20 und 242) *„Ich wohne in mir wie in einem fahrenden Zug. (...) Ich wache auf, und die Landschaft der anderen zieht vorüber. (...) Ich möchte einmal, ein einziges Mal, zu fassen bekommen, was draußen geschieht.“* (425)

Denkbemühungen, die sich verzweigen und auseinandergehen, in Gestalten, Begegnungen und Gesprächen, Fragen, die gewendet, fallen gelassen und wieder aufgenommen werden, Ängste, die zusammenkommen und sich in einer Suche verdichten: Zu leben und sich selbst nicht zu verfehlen. Zu sterben und sich nicht zu verlieren (vgl. 494).

Wie in einem Drama wird dieses Thema in mehreren Akten durchgespielt. Der Roman hat vier ungleiche Teile: „Der Aufbruch“ – mit 109 Seiten, „Die Begegnung“ – mit 140 Seiten, „Der Versuch“ – mit 190 Seiten, und „Die Rückkehr“ – mit 30 Seiten. In jedem dieser Teile spielen Ordnung, Verwirrung und Bewegung in wechselndem Rhythmus zusammen, bis sie sich immer enger miteinander verbinden und Schwindel beherrschend werden. Die Ordnungen sind Ordnungen von Innen- und Außenwelten; dafür stehen Bücher, Texte, Sprachen, Vokabeln, Schriften, Schulen, Lehrer und Schüler, alte und neue Kleider, Schachspiele. Verwirrung entsteht durch Einbrüche der Grenzen zwischen Innen- und Außenwelt; sehen und nicht sehen können spielen hier eine Rolle, das Licht, alte und neue Brille, Wachheit nach außen und Wachheit nach innen, schlafen und nicht schlafen können, träumen, berühren und nicht berühren können. Die aus der Verwirrung entstehende Bewegung ist wie eine Suche nach Übergängen zwischen außen und innen in doppelter Richtung; Brücken und Eingänge, Gebäude und Fenster, Straßen und Plätze, Hotels, Wohnungen, Türen, Züge und Abteile, Taxi, Mietauto, Bus und Flugzeug stehen dafür. Der Schwindel schließlich verkörpert die Angst, sich bei diesen Übergängen zu verlieren, weil es weder außen noch innen einen festen Ort gibt, an dem man sich ein für alle Mal verankern kann.

Die ersten 20 Seiten eröffnen das Spiel von Ordnung, Verwirrung und Bewegung. Es beginnt auf einer Brücke, mit der das Symbol als die Kraft angekündigt wird, die Oberfläche und Tiefe verbindet, und die Denken und Poesie zusammenhält.

Ordnung. Berechenbare Außenwelt, Wiederkehr desselben, eindeu-

tige Gewissheiten, geschlossene Innenwelt. Der tagtägliche Gang über die Brücke zur selben Uhrzeit; „Mundus“, der für die vollkommene Verlässlichkeit seines Wissens von der Welt der alten Sprachen bekannte Lehrer; die geschlossene Tasche in seiner Hand.

Verwirrung. Unberechenbarer Zufall, Eintritt des Unbekannten, widersprüchliche Botschaften, sich öffnende Innenwelten. Eine fremde Frau steht am Brückengeländer und scheint gleich darüber zu springen. Er sieht, wie sie einen Brief wegwirft, und wirft seine Tasche voller Hefte zu Boden. Sie sieht den Brief fallen und die Schulhefte aus der offenen Tasche auf den nassen Asphalt gleiten. Sie will alles vergessen und muss etwas festhalten. Sie schreibt eine Spur auf die Stirn des anderen und will sie verwischen. Beim Aufsammeln der Hefte berühren sie einander und stoßen zusammen.

Bewegung. Die Frau bittet, mit Gregorius mitzugehen. Er bittet sie, mitzukommen. Sie macht ein Zeichen, dass sie aus seinem Leben fortgeht. Verschluss gehalten, geschützte Texte werden auf die Straße geworfen und angetastet. Vertraute Schüler werden dem Lehrer fremd. Auf der Brücke stehend entdeckt Gregorius das erste Mal die Tiefe, in die hinein man fallen würde. Das gesprochene Wort („português“) wird wichtiger als die geschriebenen Texte. Ein Buch wird für ihn zu „dem Buch“, weil er sieht, wie sanft es berührt wird, weil er den Klang der fremden Sprache hört, in der es geschrieben ist, und weil er sich durch die Sätze, die ihm darin übersetzt werden, berühren lässt. Das Weggehen aus seinem bisherigen Leben drängt sich auf. Aus den Sätzen des Buchs wächst ihm eine fremde Stadt entgegen.

Der „Aufbruch“ in die Fremde führt den Reisenden zugleich in die Tiefe seines Inneren. Die Bewegung ist eine doppelte und keineswegs geradlinige Bewegung. Es gibt auch den Wunsch, sich rückwärts zu wenden und in die frühere Ordnung der abgeschlossenen Innenwelt zurückzukehren. Aber das Licht lässt diesen Versuch nicht zu: *„Sein Glanz machte alles Vergangene zu etwas sehr Entferntem, beinahe Unwirklichem, der Wille verlor unter seiner Leuchtkraft jeden Schatten des Gewesenen, und die einzige Möglichkeit, die man hatte, war, in die Zukunft aufzubrechen, worin sie auch bestehen mochte.“* (78) Der verwirrende Einbruch der Grenzen zwischen außen und innen wirkt weiter. Durch die Gläser einer neuen Brille war die Welt *„näher und bedrängender, sie verlangte mehr von einem, ohne dass klar war, worin ihre Forderungen bestanden“* (109).

Die „Begegnung“ mit dieser Welt, mit den Zeugen und Spuren der Geschichte der Diktatur in Portugal und den Menschen, die den „Goldschmied der Worte“ kannten, ist auch die Begegnung mit einer neuen Ordnung von Innen- und Außenwelt. Das gefundene Buch, die darin gelesenen und übersetzten Sätze und Abschnitte geben vorübergehend neue Sicherheit und ordnen Zeit und Orte, Begegnungen und Gedanken

in der Suche danach, dem unbekannten portugiesischen Autor näher zu kommen. Der Eintritt in die Welt seiner Gedanken, die Begegnung mit den Figuren, die zu seiner Außen- und Innenwelt gehörten, bringt aber zugleich Verwirrung mit sich. Für Gregorius, den Leser und Forscher, beginnen die Grenzen zu verschwimmen; er weiß immer weniger, wo er selber in dem fremden Leben, in der fremden Sprache, der fremden Stadt bleibt. Verwirrung oder neue Wachheit, nicht nur nach außen, auch nach innen: Das immer tiefere Verstehen des Anderen schließt die Gefahr ein, sich dabei zu verlieren. Die Bewegung muss von außen zurück ins eigene Innere führen. Keine Annäherung an den Anderen ohne eine gleichzeitige Entfernung von ihm, eine Abgrenzung seiner selbst gegen den Anderen.

Der „Versuch“ zu solcher Abgrenzung beginnt als Versuch, den eigenen Ort und die eigene Zeit zu finden, und ist als „Versuch“ daran erkennbar, dass er mit einem Scheitern beginnt. Seine erste Bewegung zur neuen Definition der Grenzen zwischen dem fremden und dem eigenen Innen und Außen führt Gregorius in das vertraute Bern zurück, aus dem er weggegangen ist. Der Versuch scheitert, und ein erstes Mal taucht der Schwindel auf. In seiner Angst, sich zu verlieren, möchte Gregorius sich an Orten der Vergangenheit festmachen, an denen er sich auskennt. Aber es gelingt ihm nicht, diese Orte zu berühren. Oder besser: Den Straßen und Gebäuden, den Lichtern und Geräuschen gelingt es nicht mehr, ihn ganz zu erreichen, *„den letzten hauchdünnen Hiat zu überwinden, um ganz bei ihm anzukommen und sich als etwas in Erinnerung zu bringen, das er nicht nur kannte, ausgezeichnet kannte, sondern als etwas, das er war (...)“* (276) Die Dinge widerstehen seiner Berührung. Das markiert den Schwindel als Unmöglichkeit, beim Übergang zwischen Innen- und Außenwelt sich irgendwo festmachen zu können. Der Schwindel begleitet fortan den „Versuch“ von Raimund Gregorius, nämlich auch seine zweite Bewegung, in der er nach Lissabon zurückkehrt, um dort seiner eigenen Innenwelt und genauso der Außenwelt und der Gegenwart zu ihrem Recht zu verhelfen. Der richtige Ort und die eigene Zeit lassen sich nicht festlegen. Sie verlangen die Beweglichkeit in der eigenen inneren Weite. *„Worauf es ankäme, wäre, sich sicher und gelassen, mit dem angemessenen Humor und der angemessenen Melancholie, in der zeitlich und räumlich ausgebreiteten inneren Landschaft zu bewegen, die wir sind.“* (286)

Die „Rückkehr“ ist möglich, als es Gregorius klar wird, dass diese neue auf immer bewegliche Ordnung von Innen und Außen die Ordnung des Abschieds ist, die auch mit „Würde“ überschrieben werden kann (vgl. 419 und 448): Zu sich zu stehen unter dem Blick eines Anderen. Dieser Andere ist am Ende nicht nur eine Figur aus der Geschichte des portugiesischen Arztes wie dessen Freund João Eça, der die Folter in der Diktatur überlebte, sondern es ist auch ein „wirklich“ anderer, ein moderner portugiesischer Geschäftsmann, der einzige fast, der sich für Gregorius selber

interessiert, und nicht nur für seine Suche, den „Goldschmied der Worte“ zu verstehen. Zu sich zu stehen unter dem Blick eines Anderen, zuletzt unter dem Blick des vertrauten alten Augenarztes in Bern, macht auch möglich, zu dem immer bedrohlicher werdenden Schwindel zu stehen, dem Preis für die wachsende Freiheit der Übergänge zwischen Innen- und Außenwelt, zwischen Außen- und Innenwelt. Und damit beginnt eine letzte Bewegung, ungewiss, nicht befreit von der Angst, sich zu verlieren.

Trotz seiner die Leselust verlangsamenden symbolischen Dichte, die dem Roman einen Sog in die Tiefe verleiht, wirkt dieser am Ende auf mich nicht schwer. Es ist wie wenn ihn eine Ungetröstetheit in der Schwebelage hält. Unter den vielen Figuren, die den Roman bevölkern, sind wenige wie die des portugiesischen Geschäftsmanns Silveira und des griechischen Augenarztes Doxiades in Bern, die „echt“ zu sein scheinen, echte andere – nicht Widerspiegelungen der Ängste und Wünsche des Reisenden zwischen Traum und Tod. Von diesen Figuren geht ein nüchterner, ein banaler und „kleiner“, aber darum umso wirklicherer Trost aus. Der „große Trost“, den die Religion mit dem Glauben an einen Gott bieten könnte, der Innen und Außen, Anfang und Ende, in sich birgt, ist eine „*unwirkliche Kraft*“ (198), wie der Trost der Schönheit und der Trost des poetischen Wortes. Allerdings werfen Worte, die durch ihren Rhythmus zu Poesie werden, „*wirklich Licht auf die Dinge*“ (460), und ihr Licht kann den Leser, die Leserin berühren.